

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 3 (1996)

Heft: 30

Artikel: Serenaden aus einem Leben im Dirigentenfrack : eine musikalische Begegnung mit Johannes Fuchs

Autor: Riklin, Roman

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

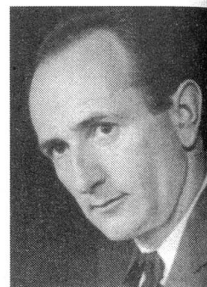
Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SERENADEN AUS EINEM LEBEN IM DIRIGENTENFRACK.

Von Roman Riklin

**Eine musikalische Begegnung
mit Johannes Fuchs.
Jahrgang 1903.
Musiker, Dirigent.**



**Johannes Fuchs
um 1930**

Foto: Privatarchiv J. Fuchs

Die Reparaturen eines Wasserschadens verhindern uns den Zugang zum Haupteingang. Neben der Garage finden wir eine Klingel. Frau Fuchs öffnet die Tür, wir stehen in einem kapellenartigen Musikzimmer. Eine Orgel, ein Klavier, Noten, Kisten, Bücher. Frau Fuchs zeigt uns den Weg zur Stube. Hier wird gelebt, hier fühlt man sich daheim, hier haust ein Musiker: Ein Flügel, ein Cheminée, Bücher, Noten, Partituren, Bilder, Noten, Bücher, Fotografien aus dem Leben eines Dirigenten – kein freies Plätzchen. Das Haus platzt beinahe aus den Nähten ob der tausend kleinen Schätze, die es zu bergen scheint. Jeder Gegenstand ein Geheimnis, jedes Detail eine kleine Geschichte und gleichwohl Puzzlestein der grossen, die am 24. September 1903 im Appenzellerland ihren Anfang nahm. Der Geschichte von Johannes Fuchs, dem Musiker und Dirigenten, dem Domkapellmeister, dem leidenschaftlichen Förderer und Uraufführer zeitgenössischer Kirchenmusik, dem Brucknerspezialist, dem Kulturpreisträger...

Wir nehmen Platz. Leo packt seine Kamera aus, ich krame nach Notizblock und Schreiber. Der Meister betritt das Zimmer, zur Begrüssung steht man auf. Der Händedruck von Johannes Fuchs dauert ungewöhnlich lange. Auch als Leo und ich wieder sitzen, hält der kleine Mann mit seinen grossen Händen noch väterlich je eine der unseren, steht in schwarzem Anzug leicht gebeugt vor uns, sodass eine schneeweisse Strähne seiner schulterlangen Haare nach vorn fällt. Nicht ohne Stolz erzählt er vom morgendlichen Spaziergang in die Stadt und zurück. Herr Fuchs ist guter Laune und derart interessiert an den Zukunftsplänen seiner Besucher, dass ich einen kurzen Augenblick befürchte, es könnte schwierig werden, den Spiess umzudrehen und ihn zu interviewen. Doch schon wenige Minuten später lauschen wir andächtig den Erinnerungen an die ersten musikalischen Schritte im Leben des Innerrhoders.

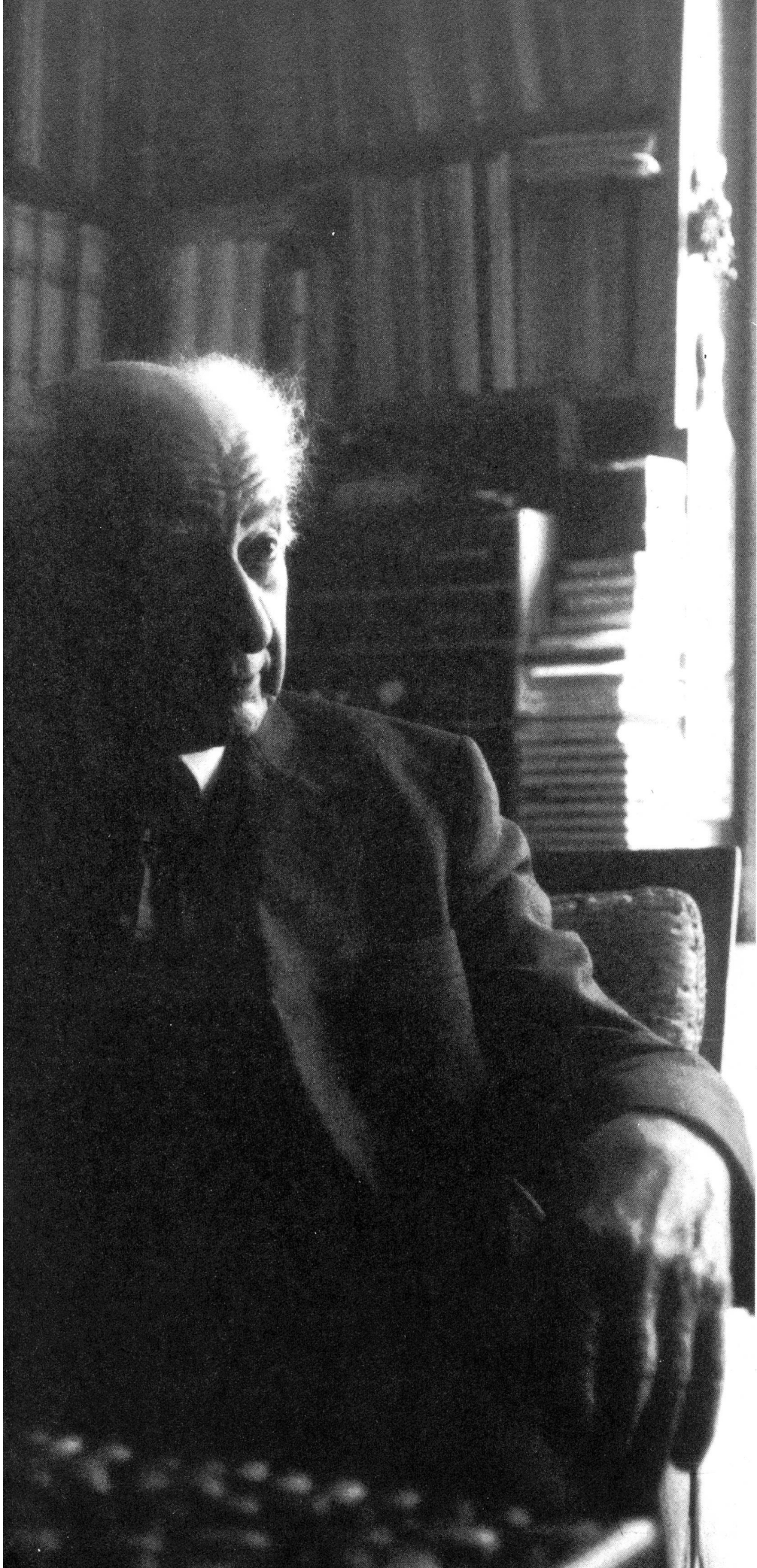
Johannes Fuchs schildert uns in gemächlichem Adagio das «unstimmbare» Klavier seines Vaters, wobei sich sein Gesicht bei der Vorstellung der Missklänge vor Schmerz verzerrt. Das habe man stimmen können, wie man wollte, und schon eine Stunde später sei alles wieder beim alten gewesen. Darunter habe er als Kind gelitten. Von seinem Vater hat Johannes auch schon früh das Geigen spielen erlernt, bevor ihn der Schuster

Simönler unterrichtet habe. Weil sein Vater das Schwendener «Dorfchilchschörli» und einen Männerchor geleitet hat, ist Johannes Fuchs schon als kleines Kind mit der Chormusik in Kontakt gekommen. Dann und wann auch durch die Wand zwischen Schlafkammer und Wohnstube: «Es wird berichtet, wie in vorweihnachtlicher Zeit, wenn es im Schulhaus zu kalt war und der Kirchenchor in der väterlichen Wohnstube die Weihnachtslieder übte, der kleine Johannes im Bettchen der angrenzenden Kammer weinend angetroffen wurde und auf die Frage: 'Worum brieggesch, Johannesli?' nur erwiderte: 'Will's halt soooo schön isch!'" (Dr. Karl Eberle in seiner Laudatio zum Kulturpreis 1974). «Zu dieser Zeit war ich der Springbuebe vo Schwendi und Wiisbad», erzählt Fuchs vivace, er habe mit dem Handwagen für seine Basen immer kleine Transporte nach Appenzell erledigt. «Ich war von Haus aus fleissig, habe auch als Brotverkäufer gearbeitet.»

Um die Wichtigkeit mancher Sätze zu unterstreichen, bedient sich Herr Fuchs der Schriftsprache, machmal auch des Innerrhoder-Dialekts. Bedarf es weiterer Akzentuierung, kommt auch mal der erhobene Zeigfinger zum Einsatz. Die Gesetze der musikalischen Dramaturgie verinnerlicht, variiert er seine biographischen Serenaden in Metrum und Dynamik, deutet dann und wann Mög-

September 1996

Saiten



lichkeiten von Koloraturen und Phrasierungen seiner Stimme an und setzt am Satzende manchmal ein Ritar-dando.

Geträumt hat der kleine Bub aber stets davon, ein Blechblasinstrument zu erlernen. Während der Schulzeit am Kapuzinerkollegium Appenzell habe er sich an verschiedenen Blasinstrumenten versucht, die im Musiksaal herumstanden: Trompeten, Posaunen, Hörner. Später, am Lehrerseminar in Rorschach, übernimmt der musikangefressene Jüngling die Leitung des Schulorchesters, da die Lehrer dazu wenig Lust und Zeit gehabt hätten. «Die hön tengt, de Johanneli chön o näbis tue», sagt der alte Mann und lacht verschmitzt: «Und siehe da, der Bub hat's nicht ganz ungeschickt in die Hand genommen». Con brio und in jeder freien Minute habe er mit dem Orchester Salonmusik einstudiert und dabei das Studium versäumt...

Die Dissonanzen eines Pressluftbohrers in fortissimo versetzen das ganze Haus in Vibrato, was den Mann mit dem schneeweissen Haar zu einem Crescendo zwingt. In Andante fährt er fort: Obwohl es sein Vater lieber gesehen hätte, dass er eine Lehrerstelle annimmt, habe für ihn nach dem Lehrerseminar festgestanden, als Trompeter ans Konservatorium zu gehen. Doch am Einrückungstag in die RS geschieht ein Unglück, das alle Träume platzen lässt. Beim «Rammler und Heerle» (Ringen und Schwingen) trifft der Schuh eines Rekruten seinen Mund, Johannes verliert all seine Schneidezähne und damit die Möglichkeit, Trompeter zu werden. «Mit diesem Scherbenhaufen im Mund und mit unvorstellbaren Schmerzen bin ich eingerückt. Kein Essen, kein Schlaf und vierzehn Tage lang kein Zahndoktor.»

Johannes Fuchs hat bei diesen Erinnerungen endgültig Feuer gefangen, erzählt jetzt in leidenschaftlichem Allegro, scheint den Schicksalsschlag abermals zu durchleiden, und ein wenig peinlich berührt bin ich schon, als mir der Mann zur Veranschaulichung urplötzlich Teile seiner Gebiss-Prothese entgegenstreckt.

Johannes Fuchs

1996



«Die Begegnung mit Johannes Fuchs wirkte sich auf mein kompositorisches Schaffen sehr fruchtbar aus.»

Komponist Paul Huber über seinen Förderer Johannes Fuchs

«Mit dem Blasen war es endgültig vorbei. Alles ist in mir zusammengefallen», seufzt der Musiker, und fährt nach einer ganztaktigen Verschnaufpause mit kunstvoller Fermate in Largo fort: «Ich habe mich entschieden, trotzdem Musiker zu werden.» 1926 schloss Johannes Fuchs sein Musikstudium am Zürcher Konservatorium ab. Er hat Gesang, Violine, Orgel und Dirigieren studiert.

Während dem Studium arbeitet der junge Dirigent als Chorassistent beim Bachspezialisten Walther Reinhart. «Für eine geleitete Chorprobe verdiente ich zehn Franken», erinnert er sich. Er habe alle Stimmen singen können, erzählt Fuchs stolz, das habe Reinhart geschätzt. Ja, auch heute übe er noch jeden Tag. – Um eine kurze Kostprobe seines Könnens brauche ich den 93-jährigen nicht zu bitten. In aufrechter Haltung intoniert er zur Demonstration staccato drei Töne in drei verschiedenen Tonlagen. – Überall sei er als Chorleiter eingesprungen in dieser Zeit, habe manchen Chor abgerichtet. «Ich war leidenschaftlich versessen auf alles, was mir in die Finger geriet», schwärmt der alte Fuchs, «dadurch war ich wohl gründlicher und genauer als manche Kollegen.»

1929 gründet Johannes Fuchs den Zürcher Kammerchor, der unter seiner Leitung einen «derart hohen Stand künstlerischer Leistungen erreicht, dass seine regelmässigen Konzerte in der Tonhalle Zürich zu den musikalischen Spitzenveranstaltungen in der Limmatstadt zählen» (Zitat Dr. Karl Eberle). Später erweitert er seinen Chor zum Oratorienchor, und konzertiert mit diesem zusammen regelmässig mit in- und ausländischen Orchestern, führt bedeutende Werke aus der gesamten Chorliteratur auf, Klassik wie Moderne. Bald schon genießt der Künstler den Ruf, ein brisanter Chorleiter und schöpferischer Interpret zu sein. Bedeutenden Dirigenten stellt er seinen Kammerchor konzertreif vorbereitet zur Verfügung, dirigiert unzählige Chöre, gibt im In- und Ausland Konzerte. Auch während der Zeit im Aktivdienst habe er oft Sonderurlaub erhalten, sei «abgeflicht», um Chorproben abzuhalten. «I bi en saumässig flüssige gsi.» Nach dem Krieg folgt er dem Ruf nach St. Gallen, Fuchs wird Domkapellmeister an der Kathedrale, begründet die hiesige Kirchenmusikschule und die grossen Domkonzerte, wird zum «Träger und Mehrer alt-st. gallischen Kulturgutes» (Dr. Karl Eberle).

«ICH WAR LEIDENSCHAFTLICH VERSESSEN AUF ALLES, WAS MIR IN DIE FINGER GERIET.»

September 1996

Saiten

«MIT NICHTS BIN ICH SO
IN DIE TIEFE GEKOMMEN, WIE
WENN ICH BRUCKNER ODER
HUBER AUFGEFÜHRT HABE.»

In den dreissiger Jahren habe er die «brucknersche Welt» entdeckt, erinnert sich der Chorspezialist. In der Folge sollte keines der geistlichen Werke Anton Bruckners durch Johannes Fuchs unaufgeführt bleiben. Es wird erzählt, er habe Bruckner derart leidenschaftlich interpretiert, dass gar brucknersche Haltungen und Gesten in seinen Dirigentenstil eingeflossen seien. Zu seiner wertvollsten Qualität wurde aber die Aufgeschlossenheit gegenüber den vielen wertvollen, neuzeitlichen Schöpfungen auf liturgisch-kirchenmusikalischem Gebiet. Mancher Tonschöpfung hat er zu Leben und Erlebtwerden verholfen, Millionen tote Noten zum Klingen gebracht. Zahlreiche heutige Kirchenmusiker verdanken seiner Einstellung die Uraufführung ihrer Werke, und viele hat er gar selbst in Auftrag gegeben. Das Werkverzeichnis der Uraufführungen durch den Dirigenten Fuchs liest sich wie das zeitgenössische Lexikon der geistlichen Musikgeschichte: Robert Blum, Max Kuhn, Albert Jenni, Willi Burkhard, Paul Huber...

Den Ostschweizer Komponisten Paul Huber habe er während seiner Lehrtätigkeit an der Musikhochschule Zürich kennengelernt, wo er der Chorklasse vorstand, weiss der ehemalige Domkapellmeister zu erzählen. Angeregt durch seinen Lehrer, komponiert Paul Huber die Orchestermesse in c-moll, ein «Schlüsselwerk in Hubers kompositorischer Entwicklung» (Max Lütolf), welche der Initiant Fuchs an Ostern 1954 in der Kathedrale St. Gallen uraufführt. Durch diese Zusammenarbeit – und nicht zuletzt auch aufgrund ihrer gemeinsamen Verehrung Bruckners – werden die beiden Freunde. Der Dirigent, inzwischen auch wagemutiger Förderer zeitgenössischer Musik ausserhalb des Kirchenraumes, initiiert auch Hubers «Requiem» und dirigiert die Uraufführung dieses Oratoriums in der Tonhalle Zürich sowie in der allgäusichen Basilika Ottobeuren. Hubers Hymne «Corpus Christi Mysticum» bringt er 1961 anlässlich des internationalen Kongresses für Kirchenmusik in Köln zum erstenmal zum Erklingen... Die vielen Uraufführungen und Konzerte aus dem erfüllten Leben des Dirigenten Johannes Fuchs in der beschränkten Länge eines solchen Aufsatzes beschreiben zu wollen, kommt in etwa dem

Versuch gleich, in drei Sekunden Paul Hubers Requiem aufzuführen.

Johannes Fuchs zeigt mir die handschriftliche Partitur von Hubers c-moll-Messe. In seinen Augen blitzt das symphonische Feuer. «Mit nichts bin ich so in die Tiefe gekommen, wie wenn ich Bruckner oder Huber aufgeführt habe», schwärmt der Dirigent legato. Auch die zweibändige, handschriftliche Notation von Robert Blums «Erzengel Michael» darf ich mir ansehen. Der Erzählfluss des alten Mannes gerät ins Stocken, wird beherrscht von langgezogenem Decrescendo und Diminuendo. Immer mehr versinkt er in den Notenbildern, blättert, kriecht in sie hinein, murmelt, während sein Herz dirigiert. Dreiundneunzig Jahre, die fortwährenden Schmerzen in der Hüfte und die vielen Erinnerungen haben ihn müde gemacht. Mit halboffenen Augen träumt der Dirigent aeolisch vor sich hin. Gespenstisch laut tickt die Wanduhr den Sekunden-Takt der Zeit, während der Mann mit dem schneeweissen Haar an ein Werk denkt, das er nie aufgeführt hat.

«Gilgamesch...», flüstert er pianissimo, «...wie oft habe ich den Plan gehabt, es uraufzuführen...».

Die Frage, die ich stelle, bleibt an den Bücherwänden kleben. Die Stille ist unheimlich.

«...Eine Schöpfungssage... über die Zeit vor Jesus Christus...»

Langsam schweift mein Blick über die vielen Bilder, welche die Wände zieren, wo es keine Bücher hat: Fotografien aus dem Leben eines Dirigenten. Und ich sehe ihn vor mir, den Künstler, jung und wild, das Haar zerzaust vom polyphonen Wind, Zäherer der Töne, Schöpfer der Klänge.

«Gilgamesch...», murmelt Herr Fuchs und wiederholt das Wort mehrmals da capo al fine, «ich werde ganz unglücklich, wenn ich daran denke...» Das Stück von seinem Wiener Freund Alfred Uhl nie aufgeführt zu haben, plagt wohl sein Gewissen, kränkt sein Verantwortungsbewusstsein gegenüber nie aufgeführtem Klanggut. Der Dirigent hebt seinen Arm in Zeitlupe – grave –, als wolle er weiterfahren, und ich höre plötzlich das spannungsgeladene Knistern eines Pu-

blikums, das den Atem anhält, wenn der Meister seinen Zauberstab erhebt. Wortlos senkt er seinen Arm, und als hätte ein Orchester es als Zeichen für den Einsatz verstanden, beginnt alles zum Rhythmus seines Atems zu musizieren: Wände, Bücher und Noten setzen fugenartig ein, hie und da das Vibrato einer herumliegenden Partitur, ein Glissando des ungeöhlten Flügelpedals, das vorwärtstreibende Staccato der Wanduhr, und gemeinsam mit dem knisternden Pizzicato des imaginären Feuers im Cheminée intonieren die Bilder in Forte das Concerto grosso eines Musikers, der seit bald hundert Jahren nicht müde wird, die Geheimnisse der Klangkunst zu erforschen; das Opus eines Künstlers, der vor drei Jahren anlässlich seines neunzigsten Geburtstags zum voraussichtlich letzten Mal dirigiert hat; die Sinfonie eines Dirigenten, der für seine Verdienste um kompromisslose sängerische Realisierung bedeutender Chorwerke zahlreiche nationale und internationale Ehrungen und Preise erhalten hat: Die Stadt St. Gallen beispielsweise dankte ihm für sein «meisterhaftes, unverwechselbar persönlich geprägtes Wirken» und «für seine unermüdlische, auch international ausstrahlende künstlerische Wirksamkeit» mit der höchsten Auszeichnung, dem Kulturpreis des Jahres 1974. Auch das Europaparlament gestand ihm einen Verdienstorden zu.

«...wenn ich es aufführen würde, ...Gilgamesch..., ich würde daran sterben...», prophezeit der Musiker im Halbschlaf. So absurd die Vorstellung des Dirigenten, – dass er sich zu Tode dirigieren könnte –, auch sein mag, die interpretatorische Leidenschaft von Johannes Fuchs muss tatsächlich derart unerschöpflich sein, dass gar ein solches Drama möglich wäre.

Als ich mich von Herrn Johannes Fuchs verabschiede, sitzt er mit geschlossenen Augen am Flügel, drückt verträumt die schwarze Taste des dreigestrichenen Es, und ich glaube zu fühlen, wie er in seinem Herzen «Gilgamesch» dirigiert.

«Denk jetzt nicht mehr daran», sagt Frau Fuchs, «denk lieber ans Te Deum von Bruckner».

Das scheint ihm gut zu tun. ■